

(Nachdruck verboten.)

38]

## Die flucht.

Von N. Bagrynowski.

Zan zeigte ihnen einen schönen Bergkristall und mehrere Stücke Biryth.

„Das hat gar keinen Wert!“ antwortete Niehorski bestimmt, indem er die Mineralien besah. „Wo stammen sie her?“

Zans Frau schenkte ihnen Thee ein, den sie aus gedörrten Weidenblättern bereitet hatte, und folgte der Unterhaltung mit der größten Aufmerksamkeit. Zan that so, als hätte er die Frage überhört und legte die Mineralien in eine Schachtel.

„Wenn das auch vielleicht keinen Wert hat, so zeigt es doch, daß dort was sein muß. Wer weiß, Alte, wir werden am Ende doch noch reich. Vielleicht kommen noch mal alle Deine Feinde und machen Dir einen Krachfuß. Weißt Du, Krassuski, wir wollen mal in den Wald gehen und Erde waschen. Ich hab' hier schon solch ein Thal aufgestöbert, es sieht gerade so aus, wie die in den Goldgruben.“

Seine Frau lächelte.

„Gott gebe mir, daß wir bis dahin nicht verhungern.“

„Red' keine Dummheiten, Alte! Gleich soll sie verhungern! Was, Ihr wollt schon fort?“

„Ja. Wir wollten Euch nur einen kurzen Besuch abstatten, Zan, und Euch bitten, zu uns zu kommen, denn wir haben Arbeit für Euch!“

„Was für Arbeit?“

Er sah sie fragend an.

„Kommt nur, dann sollt Ihr's erfahren. Schicken Sie ihn zu uns, Frau Janowa!“

„Ja, das will ich thun. Vielleicht gebt Ihr ihm etwas. Seit drei Tagen haben wir nichts im Munde gehabt.“

Zan geleitete sie bis an die Pforte.

„Ach, ach!“ murmelte er, „ich seh', Ihr könnt den Gedanken nicht los werden. Aber auf mich rechnet nur nicht. Ich werde kommen, warum sollt' ich nicht kommen? Bin schon lange nicht im Städtchen gewesen. Es war gar zu kalt! Wollt Ihr mir nicht sagen, was Ihr vorhabt?“

Sie lächelten, sagten aber nichts. Beim Abschied jedoch reichte ihm Niehorski die Hand auf die Schulter und sagte:

„Wer weiß, diesmal willst Du doch vielleicht ein.“

Das Gesicht des alten „Powstanej“\*) verdüsterte sich; er drückte ihnen schweigend die Hand. Sie waren schon weit fort, und immer noch stand er vor seinem Hause und schaute ihnen nach, und lauschte dem Wimmern des hungrigen Kindes in der Hütte, bis seine Frau herauskam und ihm zurief:

„Komm' doch herein, Du wirst ja ganz erfrieren bei der Kälte mit Deinem hungrigen Magen.“

Er seufzte, trat ein, sah sich in der Stube um, setzte sich ans Feuer und dachte lange schweigend nach. Aber das Weinen des Kindes und das Brummen der Frau störten ihn bei seinem Brüten, und auch seine Gedanken waren unsät, und nichts Fröhliches war darin; um ihnen also aus dem Wege zu gehen, legte er sich so schnell wie möglich schlafen.

Als ihm die Verbannten am folgenden Tage ihr Vorhaben auseinandersetzten, zuckte es bald traurig, bald begeistert über sein Gesicht. Der Plan war sehr einfach: sie wollten ein Boot bauen, Fleisch dörren, Zwieback vorbereiten und den Fluß hinab ans Meer schiffen, um dann zur See die Küste entlang an die Beringstraße zu gelangen. Sie rechneten darauf, dort Wallfischfahrer anzutreffen, die vom Fange heimkehren würden. Sollten sie aber keine Schiffe vorfinden, dann würden sie nach Amerika übersehen und dem Ufer entlang nach Alaska segeln.

„Und die Amerikaner sind wirklich der Meinung, daß dieser Plan ausführbar ist?“ fragte Zan vorsichtig.

„Sie haben uns selbst darauf gebracht.“

Zan schwieg lange und rieb sich den kahlen Scheitel.

„Und was wollt Ihr eigentlich von mir haben?“

„Oh, wenn Du wolltest, dann könntest Du uns in vielen Dingen behilflich sein: Du kennst die Sprache der Jakuten, hast Verbindungen mit ihnen, wohnst jenseits des Flusses in einer Gegend, wo es sehr gute Buchten giebt, in denen das Boot versteckt werden kann, wenn es fertig ist. Du bist verheiratet und weckst daher keinen Verdacht. Wenn Du man einwilligen wolltest, dann wären wir des Erfolges sicher.“

„Wollt Ihr alle fort?“

„Ja, alle. Nur Muzja und Tscherewin bleiben hier.“

„Ich sehe keinen Grund, Muzja hier zu lassen.“ mischtern sich Pietroff und Glicksberg ins Gespräch. Krassuski war auch ihrer Meinung.

„Davon ist jetzt nicht die Rede; vor allem handelt sich's um Herrn Zan.“ unterbrach Alexandroff die Streitenden.

„Und Sie?“ fragte Zan Eugenien.

„Oh, ich gehe — wir gehen!“ wiederholte Frau Arkanoff errötend. Ihr Mann nickte schweigend.

„Wir gehen alle. Vielleicht läßt sich auch Tscherewin im letzten Augenblick überreden!“ fügte Niehorski hinzu.

Zan versank wieder in Gedanken und strich sich verlegen über die Glaze.

„Und, und . . . meine Alte mit dem Kleinzeug?“

„Die bleibt hier. Aber von Amerika aus schicken wir ihr Geld und sie kommt nach.“

„Und wenn sie sie nicht fortlassen?“

„Sie werden sie fortlassen. Und wenn sie was dagegen haben sollten, fordern wir auf offiziellem Wege, daß sie freigegeben wird, als Ihre Frau, Zan. Mister Morley wird uns helfen. Uebrigens wird uns unreife Reife populär machen! Die Yantees lieben kühne Leute. Sie werden uns helfen. Sie fühlen immer mit denen, die um die Freiheit kämpfen und helfen ihnen gern!“ antwortete Niehorski mit vollster Ueberzeugung.

„Vor allem müssen Sie gleich anfangen, Bauholz zu kaufen.“ sagte Alexandroff. „Die Planken müssen bei den Jakuten bestellt werden und 25 Fuß lang sein.“

„Der Kiel soll doppelt sein, aus einem Stamm mit verschlungenem Geäder; solch einen Baum müssen Sie in der Tajga auffuchen. Und außerdem werden wir uns nach krummen Stämmen und Ästen umsehen, aus denen die Rippen des Bootes hergestellt werden. Ich werde zu Ihnen ziehen, Zan, und wir gehen dann selbster in den Wald.“ fuhr Alexandroff mit seiner bestimmten, ruhigen Stimme fort, als wäre Zan schon auf alles eingegangen.

„Na, Ihr seid ja über mich hergefallen, wie die Zigeuner. Wartet ein bißchen. Morgen geb' ich Euch Antwort.“

Er fragte noch nach den Einzelheiten, sah nachdenklich und verstimmt da und machte sich gleich nach Mittag auf den Heimweg. Eugenie folgte ihm in den Flur.

„Ich habe gehört, Herr Zan, Sie seien augenblicklich in Verlegenheit. Nehmen Sie diese Kleinigkeit an von mir, wie von einem Genossen — wie von einem Bruder.“

Sie drückte ihm ein Bündelchen und etwas Geld in die Hand.

„Was soll das heißen: wollt Ihr mich bestechen?“

„Das hat nichts mit der Flucht zu schaffen. Nein, nein, wirklich nicht, Sie brauchen keine Angst zu haben.“ rief sie, als er das Bündel zurückstieß und zur Seite wich.

Zan traten die Thränen in die Augen.

„Eh! gute Seele!“ flüsterete er, ihre weichen Finger zwischen seinen schwieligen Händen festhaltend. „Ich hab' keine Angst — niemals. Und meinen Sie, ich wüßte nicht, was ich thun werde? Ich weiß genau, was ich thun werde, aber ich will's mir überlegen, das ist immer anständiger. Wer hat Ihnen aber von meinen Sorgen erzählt? Gewiß war's Niehorski; wenn der sich was in den Kopf setzt, dann kümmert ihn niemand mehr. Ich will ihm aber gehörig den Kopf waschen.“

„Nein, nein . . . ich versichere Sie, er war es nicht.“ bemerkte Eugenie.

„Na, dann war's der Grünschnabel, der Krassuski. Schaut ihn an, wie stink der ist! Man sollte meinen, er kann nicht drei zählen, aber zu Ihnen, seh' ich, redet er frei von der Leber weg, als hätt' er Bruderschaft mit Ihnen getrunken.“

Eugenie schwieg und zog sich in den dunkelsten Winkel zurück, denn sie war ganz verlegen geworden und fühlte wie ihr eine heiße Blutwelle in die Wangen stieg.

„Und's ist gar nichts Absonderliches geschehen.“ fuhr der alte Schwämer fort. „Ein paar Tage lang sind keine Hasen in die Schlingen gegangen, und da wird gleich 'n großer Tratsch draus gemacht. Aber's ist wahrhaftig nichts dabei, wir sind schon dran gewöhnt. Nur Ihr gelehrten Leute bildet Euch ein: wenn der Mensch mal 'n bißchen hungern muß, dann ist gleich alles zum Teufel und die Welt muß dabei zu Grunde gehen.“

\*) Insurgenten.

Und doch giebt's mehr solche, die schlecht essen, als solche, die sich was zu gute thun können, und die Welt geht nicht zu Grunde, und gerade jene sind's, die alles zusammenhalten. Und 's giebt verschiedene Leute unter ihnen; welche die schlecht und dumm sind, und welche, die gut sind und klug. Wie überall. Aber jeder von ihnen weiß: was nicht geht, das geht nicht, und erst dann ist's wirklich schlimm, wenn's geht und man's doch nicht haben kann, dann koch't's in jedem von wegen der Ungerechtigkeit der Menschen."

Er hatte Lust noch weiter zu reden, denn diese Dinge lagen ihm immer am Herzen, aber er gewahrte die leichte Kleidung Eugeniens und schloß großmütig:

"Ich will schon ein andermal davon reden. Gehen Sie jetzt hinein, denn es ist kalt."

13.

Zan hatte beschlossen, mit den andren zu fliehen. Mit der Gewandtheit erfahrener Verschwörer entwarfen sie den Fluchtplan und verteilten die Beschäftigungen unter einander. Sie hatten nur wenig Zeit, dagegen aber mußte eine Unmenge von Arbeit bewältigt werden. Arkanoff erbot sich zwar, die nötigen Mittel herbeizuschaffen, sie sich aus der Heimat kommen zu lassen, aber er verlangte, es sollte dann erst im nächsten Jahre aufgebrochen werden.

"Dann können wir alles reiflich überlegen und die Vorbereitungen ohne Ueberreilung treffen. Eine Seereise ist keine Kleinigkeit," setzte er ihnen verständlich auseinander.

"Was? Underthhalb Jahre sollten wir warten? Niemals," murrten die Verbannten. — "Gott weiß, was unterdessen geschehen kann. Es wird ein neues Attentat verübt, ein anderer Gouverneur kommt, oder jemand demunziert uns von hier aus, — und alles ist verloren; sie können uns dann fortschicken, in verschiedenen Müssen unterbringen. Dieser neue Plan kann nur gelingen, wenn er schnell und auf der Stelle ausgeführt wird. Eile mit Weile — das hat seine Berechtigung, wenn man philosophische Systeme aufbaut, aber nicht, wenn man etwas unternehmen will. Worauf sollen wir warten? Ist vielleicht noch ein Zweifel an unsren Willen zur Flucht vorhanden?" rief Niehorski über dies Verzögerungsprojekt her.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## „Sittliche Weltordnung“.

Schweres Kopfschmerzchen verursachte den Theologen schon in alten Zeiten das Problem, das auch von einem modernen Dichter in der versificierten Fassung gestellt wird:

„Warum schleppt sich blutend, elend,  
Unter Kreuzlast der Gerechte,  
Während glücklich als ein Sieger  
Trabt auf hohem Noß der Schlechte?“

Aber nicht als Klage, wie bei dem ungläubigen Heine, sondern als Frage, die einer Lösung dringend bedarf, wurde von der Theologie dieses Warum? aufgeworfen. Die göttliche Gerechtigkeit, die sich in der Proportion von Frömmigkeit und Glück beweisen soll, war ja ihr Fundamentaldogma. Und das nicht bloß bei Juden und Christen. Wenn der römische Poet singt: „Cura pii, Dii sunt, et qui coluere coluntur“ (Die Rechtthathenen stehen in der Obhut der Götter und die Verehrer der Götter werden von ihnen gehegt und gepflegt), so bringt er damit eine bei Griechen und Römern allgemeine mythologische Anschauung zum Ausdruck.

Wenn die Menschen an einer Ansicht ein lebhaftes Interesse haben, stellen sie unter Umständen die greifbare Wirklichkeit auf den Kopf und leugnen sogar die geometrischen Lehrsätze des Euklid, hat einmal ein Staatsmann gesagt. Bei dem grellen Widerspruch der Wirklichkeit mit jenem Glauben wäre es das Nächstliegende gewesen, diesen selbst, den Glauben an das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit in den individuellen Geschicken, was man die „sittliche Weltordnung“ nennt, preiszugeben. Das aber lag den alten Zeiten fern; war doch dieser Glaube nicht allein das vulgäre Motiv der Frömmigkeit und Tugend, so daß mit seiner Preisgabe der ganze Bau der Religion zusammenbrechen mußte und alle Moral aus Sand und Sand zu gehen schien. Es galt also, ihn gegen die Wirklichkeit zu retten und mit allerlei Advokatenkünsten zu verteidigen. Das nannte man das Problem der „Theodicee“ (Rechtfertigung Gottes).

Nur der große griechische Tragiker Sophokles legt seinem Philoklet die bitteren Worte in den Mund:

„Ja, langer Dauer freut das Böse sich.  
Mit zarter Sorgfalt hegen es die Himmlischen.  
Sie lieben, Lüdevolles und Verschlagenes  
Zurückzuführen aus dem Reich der Unterwelt,  
Und was gerecht und edel ist, hinabzusenden.  
Wie kann ich Götter loben, wenn die Götter,  
So hoch gepriesen, schlecht erfunden sind!“

Und das ist bei dem Sohn des Pöas nicht etwa ein Ausdruck der Verzweiflung über die eignen furchtbaren Leiden wie bei dem biblischen Hiob, dem die Qualen das Lebewort auspreßten: „Es ist alles eins, den Gerechten vertilgt er (Gott) wie den Frevler!“, sondern in einer ruhigen Stunde bemerkt er es über den Tod des wackeren Patroklos und die Erhaltung des niederträchtigen Thersites.

Noch ferner lag den Alten, auf den Atheismus zu verfallen. In der alttestamentlichen Literatur giebt es nur eine Stelle, die ihn erwähnt, um dagegen zu polemisieren (Psalm 14) und sie gehört trotz der Ueberschrift, die das Gedicht dem König David zuschreibt, unstreitig einer späteren Zeit an. Auch unter den Griechen und Römern waren eigentliche Gottesleugner wie Anaxagoras und Lucretius äußerst selten.

Es läßt sich vermuten, daß die den antiken Schicksalstragödien zu Grunde liegende Anschauung, daß die Götter die Frevler der Ahnherrn auch noch an ihrer Nachkommenschaft rächen, ein Versuch gewesen ist, den Widerspruch der Wirklichkeit mit der göttlichen Gerechtigkeit auszugleichen. Auch im Delalog (die Zehngebote) heißt es noch, Jehovah sucht die Missethat der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Weil aber das einer aufgeweckteren Zeit anstößig erscheinen mußte, wird diese Auffassung von einem späteren Propheten, Hesiabel, in einer längeren Rede bekämpft (Kap. 18), die beginnt: „Was heget Ihr im Lande dies Sprichwort und sprecht: Die Väter haben Heerlinge geessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden?“ Er versichert vielmehr: „Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters und der Vater nicht die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit kommt ihm selbst zu gute und des Ungerechten Ungerechtigkeit hat er allein zu tragen.“

Ein anderer Lösungsversuch war: die Leiden der Gerechten wie das Glück der Schlechten sind vorübergehend. Die Götter sind langmütig und lassen die Frevler eine Zeitlang gewähren, dann aber fahren sie um so drastischer drein, eine Anschauung, die zum Beispiel auch in den „Bacchen“ des Euripides zum Ausdruck kommt. „Die Schlechten grünen wie das Gras und die Uebelthäter blühen, damit sie zuletzt vertilgt werden für immer,“ singt der 92. Psalm. Das Evangelium gebraucht dafür das Bild vom Unkraut, das der Gärtner erst ausrauft, wenn es hoch gewachsen ist.

Dieselbe Lösung ist auch die Pointe des Buches Hiob, das zugleich die Leiden des Gerechten als Prüfung desselben hinstellt, wozu sich Gott entschließt, um die Zweifel Satans zu widerlegen. „Meinst du, sagt dieser im Prolog (dem bekanntlich der Faust- Prolog nachgebildet ist), daß Hiob umsonst gottesfürchtig ist? Du hast ja das Werk seiner Hände gesegnet und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande. Aber rede deine Hand aus und taste an alles, was er hat: was gichts, so wird er dir ins Gesicht fluchen!“ Worauf ihm Gott erlaubt, dem Hiob alles Böse zuzufügen, nur sein Leben müsse geschont bleiben. Schließlich „segnete Gott Hiob mehr denn zuvor und er starb alt und lebenssatt“. Das Problem der Theodicee ist die Grundidee dieses auch vermöge seiner sprachlichen Kraft und Schönheit (wobon keine Uebersetzung einen Begriff geben kann), seiner Bilderpracht und der Lebendigkeit seiner Schilderungen, des Ergreifenden seiner lyrischen Ergüsse, dem Höchsten, was die Poesie der Weltliteratur hervorgebracht hat, ebenbürtig zur Seite steht, und das im Rahmen einer Begebenheit grandiose Frescobilder aus Natur, Völker- und Menschenleben aufrollt. In den herrlichen Dialogen zwischen den Freunden und dem schwer leidenden Hiob, der zugleich die leidende Menschheit repräsentiert, wird unter allerlei Ergänzungen, womit die Freunde die Rechtfertigung Gottes versuchen, auch das asyllum ignorantiae (Asyl der Unwissenheit) aufgeführt, die Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse. Gott selbst aber, der am Schluß erscheint, erklärt, daß ihm die christlichen Anklagen Hiobs besser gefallen haben als die Sophistereien seiner Freunde.

Daselbe Problem bildet auch das Thema des 73. Psalms, worin ein späterer Dichter, Assaph, sagt, er wäre schier gestrauchelt und an der göttlichen Gerechtigkeit irre geworden, „denn ich war empört über die Progen, da ich sah, daß es diesen Schurken so wohl ging. Sie frohen von Fett, das Ungemach andrer Leute plagt sie nicht. Hochmut ist ihr Halsgeschmeide und Gewaltthätigkeit umgiebt sie wie ein Kleid. Boshait dringt aus ihrem Busen, Töde bricht hervor aus ihrem Herzen. Frech reden sie von oben herunter und im Lande schaltet ihr Wort. Sieh' da, jene Gewaltmenschen, wie sie ungestört bleiben, wie ihr Reichthum sich mehrt! Ja aber hielt vergebens rein mein Herz und wusch meine Hände in Unschuld. Tagtäglich erneuert sich mein Kummer und mein Leid mit jeglichem Morgen usw.“ Dann aber, sagt der Dichter, sei er zur Einsicht gelangt, daß das Glück der Frevler doch nur ein Schatten- und Scheinglück sei, ein Traum, er selbst aber trotz seiner Leiden ein besseres Glück genieße. Er meint wohl das innere Glück eines reinen, tugendhaften, gottinnigen Lebens, doch ist er in seinen Ausdrücken ziemlich dunkel.

Vielleicht war es hauptsächlich dieses Problem, welches zum Glauben an die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und an die jenseitige Belohnung und Bestrafung geführt hat. Damit war die Lösung in eine unkontrollierbare Sphäre verlegt und der Verlogenheit der Theologen ein Ende gemacht. Schon die griechische Mythologie kennt die drei Richter über die Seelen in der Schattenwelt: Minos, Kialos und Rhadamanthos, und schon Homer läßt berühmte Frevler wie Tantalos und Sisyphos nach dem Tode ausgesuchte Qualen leiden. Was aber da nur dichterische Phantasie

gewesen zu sein scheint oder philosophische Spekulation (Plato), wurde bei Juden und Christen nach und nach zum vulgären Glauben.

Vorläufer dieses Glaubens war jedoch der Glaube an die leibliche Auferstehung der Toten, nach welcher erst die Frommen und Gottlosen ihren Lohn und ihre Strafe erhalten sollten. Die älteren Parteien des Talmud (aus den ersten Jahrhunderten) wissen noch nichts von einer seelischen Fortdauer und legen daher um so mehr Nachdruck auf die Auferstehung, die darin als „künftige Welt“ bezeichnet ist; ein Glaube, der sich aus mißverständenen, prophetischen Stellen über die politische Auferstehung des israelitischen Volkes, die Restauration unter Cyrus, entwickelt hat. So auch im Urchristentum, das die Auferstehung mit der „Parusie“ (Wiederkunft Christi) verband.

Seit der Ausbreitung und festen Verankerung des Jenseitsdogmas im Volksglauben konnte die Theologie wieder ruhig schlafen, bis — dieses selbst mißsam dem Theismus durch die neuere Philosophie und die Aufklärung erschüttert ward. Nun galt es, die dogmatischen Stützen des Glaubens an die Proportion von Frömmigkeit, Tugend und Glück oder die sittliche Weltordnung selbst zu stützen. Hatte doch ein Freigeist, Bayle, das lede Wort in die Welt geschleudert: „Ce qui excuse Dieu, c'est, qu'il n'existe pas“ (Was Gott entschuldigt, ist, daß er nicht existiert), und ein Poet ließ gar am jüngsten Gericht den Herrgott als Angeklagten vor seinen Geschöpfen erscheinen wegen der Ungerechtigkeit seines Weltregiments.

Zu allen Zeiten wurde in Religion und Moral zugleich eine klassenstaatliche Ergänzung der Staatsgewalt zum Schutze von Leben und Eigentum — des eignen gegen andre — erblickt. Ganz besonders die oberen Klassen schätzten sie als geistige Polizei neben der weltlichen und als Sicherheitschloß vor ihren großen Geldtruhen gegen die Besitzlosen und Ausgebeuteten. Als die Aufklärung das Band zwischen Religion und Moral zerschnitt und diese von jener emanzipierte, wurde die Frömmigkeit von solcher Wertschätzung mehr und mehr ausgeschaltet und dieselbe um so intensiver der Moral zugewendet. Angesichts des auffälligen Mißverhältnisses aber zwischen Tugend und Glück klammerte sich die Aufklärungsperiode noch lange an den Jenseitigkeitsglauben und stützte sogar ihn und den Theismus auf jenes. Selbst noch ein Kant stellt in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ der These: „Tugend und Glückseligkeit müssen in entsprechendem Maße miteinander verknüpft sein“ die faktische Wirklichkeit als Antithese gegenüber und postuliert als Synthese das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. An die Begeisterung, mit welcher Mendelssohns „Phädon“ seiner Zeit aufgenommen wurde, sei noch flüchtig erinnert.

So lange übrigens in der vorgroßkapitalistischen Periode die sozialen Gegensätze sich noch nicht scharf zugespitzt hatten und auf wirtschaftlichem Gebiete der Spruch „Jeder ist seines Glückes Schmied“ noch einige Berechtigung hatte, indem in der Regel Fleiß, Sparsamkeit und bürgerliche Respektabilität das Auskommen sicherten und häufig zum Wohlstand führten, trat der Gegensatz zwischen dem Glauben an die glückbringende Kraft der Tugend und der Wirklichkeit nicht allzu kraß in die Erscheinung. Das wurde aber anders, als der ausschließende Großkapitalismus verheerend einbrach im Wirtschaftsleben der unteren und Mittelschichten, sie rückwärtslos ausbeutend und dem Elend preisgebend. Auf Schritt und Tritt drängte sich nun den Massen die Frage auf, die der alte Habakuk an seinen Gott richtet: „Warum schaust du gleichmütig auf das Treiben der Niederträchtigen, schweigst, wenn der Ungerechte den Gerechten verschlingt? Weshalb machst du die Menschen gleich den Fischen im Meer? Am Haken zieht man sie heraus, fahet sie mit dem Netze, sammelt sie im Garne und freuet sich und jubelt.“

Unter der Walze des Kapitalismus mußte der Glaube an eine sittliche Weltordnung vollends in die Brüche gehen, bei der Masse der Zermalnten wie der Zermalner, und Friedrich Nietzsche hat nur das allgemeine Empfinden zum klaren Ausdruck gebracht, als er für das Evangelium seiner neuen Moral die Formel prägte: keine Moral! Amoralismus! Die sittliche Weltordnung ist Hirngespinnst.

Am längsten erhielt sich dasselbe in der Kunst, im Drama. Hier, wo beim Publikum das Interesse schweigt und das natürliche sittliche Empfinden vom Untergang des Schuldlosen auch ästhetisch abgestoßen wird, behauptete sich der Kanon von der „tragischen Schuld“ und dem Triumph des Guten und Edlen ungestört, bis ihm von der Moderne im Namen der Wahrheit der Fehlbekämpfung hingeworfen ward.

Aber die sittliche Weltordnung ist trotz alledem kein Hirngespinnst. Sie ist jedoch nicht wirklich und ist es nie gewesen, sondern will sich erst ins Dasein ringen und ringt sich immer kräftiger und siegreicher empor — in der sozialistischen Bewegung. Der Triumph des Socialismus wird der Triumph der sittlichen Weltordnung sein. —

J. St.

### Kleines feuilleton.

k. Ein Salzsee mit fester Oberfläche. In der Wüste Colorado, etwas nördlich von der mexikanischen Grenze, erstreckt sich, wie „Le Tour du Monde“ berichtet, ein großer Salzsee, von dem über 400 Hektar ausgetrocknet sind. Seine Oberfläche schwimmt schnee-

weiß; wenn die Sonnenstrahlen auf die Salzkruste fallen, so funkeln und glitzern sie so stark, daß das Auge sich blendet abwenden muß. Der See ist jedoch nur an der Oberfläche fest; er wird von zahlreichen salzigen Quellen gespeist, die auf den benachbarten Bergen entspringen. Die starke Hitze dieser Gewässer führt zur Verdunstung des Wassers an der Oberfläche und es bildet sich eine Kruste von zehn bis zwanzig Zoll Dicke. Diese Salzkruste wird wirtschaftlich nutzbar gemacht. Ein großer Dampfzug mit vier Rädern, der von zwei Leuten geführt wird, geht unaufhörlich darüber hin und zieht mit seiner stählernen Pfahlschar tiefe Furchen; das Salz wird zu beiden Seiten in langen, parallelen Reihen aufgeworfen. So sammelt man jeden Tag etwa 700 Tonnen Salz. Aber kaum der hundertste Teil dieser großen Salzkruste wird auf diese Weise ausgebeutet, und kaum hat der Pfahlschar die Furchen gezogen, die allein das einformige Weiß des Sees unterbrechen, so verwischt sich diese Spuren menschlichen Fleißes wieder durch die Bildung einer neuen Kruste. Die mit der Ausbeutung des Salzes beschäftigten Arbeiter sind alle Indianer oder Japaner. Die in dieser Gegend herrschende außerordentliche Hitze, dazu die blendenden Reflexlichter des Salzes vertreiben alle Arbeiter der weißen Rasse. Auch die Japaner können nur beim Nähen der Salzkruste beschäftigt werden; nur die eingeborenen Rothhäute halten es einige Jahre lang in dem mörderischen Klima aus, und auch sie müssen es mit ihrer Gesundheit, wenn nicht mit dem Leben, bezahlen. Die ständig in der Luft umherfliegenden, mikroskopisch kleinen, salzigen Bestandteile erregen ihnen einen so verzehrenden Durst, daß sie ihn vergebens zu stillen suchen. Nach wenigen Jahren einer solchen Arbeit unterliegen auch die kräftigsten Körper. Zu den atmosphärischen Wundern dieser seltsamen Gegend gehört auch eine „Fata Morgana“, die eine Hallucination von blühenden Feldern und prächtigen Städten erstehen läßt. Im bleichen Schimmer des Mondlichts dagegen verwandelt sich die weiße und erstarrte Fläche in ein riesiges Leidenfeld, die kleinsten Unebenheiten des Bodens haben ein totenähnliches phantastisches Aussehen. —

10. Verschiedene Geschwindigkeiten. Seit etwa 15 Jahren hat Josef Olshausen sich darum bemüht, die Geschwindigkeit aller möglichen Tiere zu messen, und hat mit der Zeit Hunderte von sicheren Ergebnissen zusammengetragen. Daneben hat er auch den Menschen nicht vergessen, der recht erhebliche Geschwindigkeiten erzielen kann, aber nur mit künstlichen Hilfsmitteln. Ein tüchtiger Fußgänger marschiert auf gutem Wege ein Kilometer in 12 Minuten, ein deutscher Soldat etwa 5 Kilometer in einer Stunde, bei Eilmärschen aber bis zu 8 Kilometern. Bei Meisterpringern hat Olshausen die Anfangsgeschwindigkeit des Sprunges in einem Fall auf fast 33 Meter in der Sekunde bestimmt. Die Höchstgeschwindigkeit im Schwimmen ist bei einem mittelkräftigen Mann fast 1 Meter in der Sekunde. Ruderer in einem achtruderigen Boot legen fast 5 Meter in der Sekunde zurück. Ein Schlittschuhläufer durchmisst 8—9 Meter, ein Schneeschuhläufer zuweilen bis zu 22 Meter und beim Sprung sogar bis 36 Meter in der Sekunde. Die letztere Geschwindigkeit bezieht sich nur auf einen sehr kurzen Zeitraum und wurde bei einem Sprung von 36 Metern Weite erreicht. Eisboote haben schon Geschwindigkeiten von 33 Meter erzielt oder fast 2 Kilometer in der Minute. Der Rekord auf dem Zweirad steht auf 20 Meter in der Sekunde. Ein Pferd kann ziemlich lange einen Galopp von 10 Kilometern in der Stunde aushalten. Der schnellste Hund der Erde, der Borzoi oder russische Wolfshund, hat Rekords von 32½ Metern in der Sekunde geschaffen, während bei der Gazelle über 24 Meter gemessen worden sind. Der Strauß ist noch schneller, denn er erreicht fast 30 Meter, aber nur, wenn er seine Flügel zu Hilfe nimmt, die zwar zum Fliegen ganz nutzlos, aber zur Unterstützung des Laufs sehr wesentlich sind. Ein Wal, der von der Harpune getroffen ist, taucht mit einer Geschwindigkeit von 270 Metern in der Minute unter. Ein virginischer Regenwäpfer hat nachweislich Flügel von 675 Metern in einer Minute ausgeführt, unsere europäische Schwalbe aber solche von fast 800 Metern. Eine Krähenart fliegt täglich in großen Schwärmen von der deutschen Nordseeküste über Helgoland nach der englischen Küste und kehrt in derselben Nacht zurück. Genauere Beobachtungen haben ergeben, daß diese Vögel gewöhnlich 190 Kilometer in drei Stunden zurücklegen. Der Wanderfalk fliegt in einem ununterbrochenen Flug von Nordafrika bis Norddeutschland in nur 11 Stunden. Die langsamsten Tiere sind die Schnecken und gewisse Käfer. Einige von ihnen durchmessen gewöhnlich höchstens ein bis zwei Fuß in einer Stunde, jedoch kommt ihre Langsamkeit zum Teil daher, daß sie häufige und lange Pausen machen. Eine Schnecke, die künstlich in dauernder Bewegung erhalten wird, kann es bis auf 5½ Fuß in der Stunde bringen. Ein Käfer, der mit einer Geschwindigkeit von fast fünf Centimetern in der Sekunde einen Grassalm erklettert, ist im Vergleich dazu ein wahrer Schnellläufer. Weißläufig war dies auch die mittlere Geschwindigkeit, mit der Nanfens „Fram“ während ihrer passiven Reise im Radeis des Polarmeeres durchschwamm, und Nanfen allein kam, nachdem er das Schiff verlassen, nicht viel schneller vorwärts. Selbst die höchsten der bisher genannten Geschwindigkeiten werden von kleinen Tieren übertroffen, aber nur in ganz kurzen Bewegungen. Eine Springmaus in der afrikanischen Wüste schießt mit 240 Meter in der Sekunde durch die Luft, legt aber in je einem Sprunge immer nur etwa drei Meter zurück und kann dies Springen auch nicht lange aushalten. Noch schneller ist der gewöhnliche Frosch mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 250 Metern in der Sekunde, wenn er dauernd in dieser Ge-

schwindigkeit beharren könnte, würde er fast 16 Kilometer in einer einzigen Minute zurücklegen. —

**Theater.**

— Neues königl. Opern-Theater. „Ein kritischer Tag.“ Lustspiel in drei Akten von Hugo Lubliner. — Ein ausgezeichnet feines Spiel ließ die Langeweile, die das „Lustspiel“ entsprechend seinen umeren Qualitäten sonst hätte erzeugen müssen, nicht recht ankommen; es überlötete die gehäuftsten Trivialitäten und Unmöglichkeit durch versöhnlich stimmende Heiterkeit. — Auf ein paar Stunden verhängt über ein in Sans und Braus lebendes Ehepaar der Schwiegervater, ein Millionär, als ihm die Geschichte zu toll wird, die Geldsperre. Die junge Frau nimmt die Anknüpfung der drohenden Gefahr durch ihren alten Freund, den Compagnon Papas, vergnügten Sinnes entgegen. Von je gewohnt, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, stellt sie es sich höchst poetisch vor, daß sie mit ihrem lieben Franz, dem Dichter, zur Abwechslung nun einmal auch die „Armut“ kennen lernen wird. Die Sache scheint aber weniger einfach, als sie dachte, denn bei näherer Veranschlagung, wie nun das Leben einzurichten sei, ergibt sich, daß die traditionellen Ausgaben nach ihrer und des gleichgesinnten Gatten Ansicht durchaus notwendig und vernünftig sind, sozusagen zum Existenzminimum gehören. Das hindert nicht, daß zur Erzielung einer billigen Theaterkomik im Schlußakt die an Rheinwein und Aulstern gewöhnten Abendgäste von ihnen nun mit Himbeersaft und Heringsalat empfangen werden. Der beglückte Vater, bereits vorher durch einen Brief gerührt, öffnet von neuem die Taschen. Interessanter als das Pärchen, die relativ geschlossenste Figur ist Otto Helmsde, ein altnodischer, angegrauter Junggeselle, der in halb väterlicher Zärtlichkeit an der hübschen, lebenswürdigen Tochter seines Associates hängt und, selbst pedantisch ordentlich, auch ihren Leichtsinns noch mit einer Art Bewunderung betrachtet. Bollmers laustisch-gefühlvoller Humor ließ in der Rolle höchst ergötlich seine Lichter spielen. Prächtig war es, wie er die junge Frau vor dem Verehrer warnte; über dem unmittelbar anschaulichen Eindruck vergab man die unglaublich fadenförmige Motivierung dieser Scene. Die im Lustspiel unumgängliche Verlobung findet zwischen einem kleinstädtischen Fabrikantensohn und Fräulein Verdorff junior statt, deren leeres Köpfchen ein eingebildeter, Litteratur posierender Nodeger durch pomphaft klingende Phrasen in arge Verwirrung gebracht. Aber am Ende zeigt sich, daß der unscheinbare Provinzler auch im Wort dem Konkurrenten überlegen ist. Die Begeisterung leiht ihm Schwingen, sein feurriger Antrag läuft in eine Gallopade wirklicher Verse aus, und Gretchen, die eben schon die Hand dem andern reichen wollte, sinkt gerührt in seine Arme.

Die Aufführung war glänzend. Aus der kleinen Rolle der resoluten, mütterlich besorgten Köchin schuf Frau Schramm in alter Meisterschaft eine bis in jede Bewegung hinein einseitliche, urwüchsig-drollige Gestalt. Von den andren Darstellern standen in erster Reihe Fräulein Arnstädt, als junge, lebenslustige Verschwenderin und Herr Stagemann, der den biedereren Jüngling aus der Provinz zu spielen hatte. Die Aufnahme war freundlich, nur nach dem Schlußakte regte sich schüchtern die Opposition. — dt.

es. Eine französische Gesellschaft eröffnete am Mittwoch im Belle-Alliance-Theater ein Gastspiel. Es war ein allzu reichliches und buntes Programm, das sie bot. „Monsieur Vadin“, Vaudeville in einem Akt von Courteline machte den Anfang. Der Witz dieses Stückes besteht darin, daß ein Bureau-Angestellter um seiner Streiche willen vor seinen Vorgesetzten citirt wird, wobei angenommen wird, er werde selbstverständlich so einfißlich sein und um seine Entlassung bitten. Statt dessen nimmt das Gespräch eine andre Wendung. Mr. Vadin bittet nicht um Entlassung in Erkenntnis seiner Unwürdigkeit, vielmehr beantragt er eine Gehaltserhöhung. Mit diesem Schlag schlägt die kleine Plauderei, die von den Herren Rayna und Geldt leidlich gesprochen und dargestellt wurde. Natürlich ist ja aus solchen Augenblickszenen nicht viel herauszuholen. Hauptsache bleibt die Sprache. Und diese handhaben die Herren geschickt und geschmackvoll.

Was dann folgte, schlug in ein ganz andres Genre. „La Peur“, Mimodrama in zwei Akten von Michel Carré, Musik von G. Miffa, der auch das bekannte L'enfant prodigue komponierte. Dieses Mimodrama arbeitet mit den kräftigsten Effekten. Es ist in seiner Art für den Franzosen charakteristisch. Sicherlich geben diese Art Stücke, in denen kein Wort gesprochen wird und die Miene alles erregt, die Handlung daher einfach und plausibel sein muß und die Gegensätze grotesk und kraß herausgearbeitet werden müssen, auf die alten Hanswursttragödien und Schattenspiele zurück. Natürlich nicht bewußt, davon ist nicht die Rede. Aber wie diese alten Komödien auf das französische Volk einen Reiz ausübten, so findet auch jetzt diese Fortsetzung bei ihm günstigen Boden.

Der Inhalt des Mimodramas ist kurz folgender. Gavroche beschließt, in einer Villa zu wohnen. Er schleicht sich ein. Er wird von einem jungen Mädchen überrascht. Er zaudert nicht lange, zieht sein Messer und stößt sie nach kurzem Ringen nieder. Mit den Schlägen, die er rasch zusammensucht, enteilt er. Das zweite Bild spielt in der Kammer, die Gavroche mit seiner Schwester bewohnt. Sie näht und bereitet das Abendbrot. Er kommt nicht. Schließlich stürzt er

sich herein. Er giebt ihr Geld, um etwas Besseres zu holen. Sie thut es. Sie entdeckt eine Blutwunde an seinem Finger, als er das Geld zurücknimmt. Als Gavroche dann allein bleibt, beginnen seine Gewissensqualen. Er sieht, wie er zum Nichtsplatz geschleppt wird. Er sieht wieder, wie er das Mädchen durchbohrt. Die Schwester, um ihn besorgt, kommt noch einmal herein. Er schläft. Sie findet den Umhang. Er gefüllt ihr. Sie kleidet sich darin und geht stolz im Zimmer herum, als große Dame. Da erwacht Gavroche, von wüsten Träumen gequält, er hält seine Schwester für die, die er ermordete, die ihn nun immer weiter verfolgt und in einem Anfall von Wut und Wahnsinn ersieht er seine Schwester.

Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht viel Tiefes aus den angegebenen Zügen herausgeholt werden kann. Es muß alles äußerlich bleiben, um der Verständlichkeit willen. Dabei war die sich im wesentlichen immer gleichbleibende Handlung etwas zu lang ausgesponnen und litt unter Wiederholungen. Auch das Spiel des Herrn Albert Mayer, der den Mörder gab — Mlle. Boubece spielte das junge Mädchen des ersten und die Schwester des zweiten Bildes — blieb im wesentlichen Durchschnitt. Er zeigte eine gute Maske, aber die feineren Nuancen, die das Harte und Marktschreierisch-Nehe hätten mildern können, blieb er schuldig. Die Musik fiel recht weit auf. Sie begleitete schlecht und recht das Spiel und leitete über, wo es Pausen gab. Der Komponist sah selbst am Flügel.

Zum Schluß folgte eine „Revue de la chanson“ vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Mr. Silvestre gab in einer kurzen und orientierenden Conference einige Erklärungen bezüglich der einzelnen Zeitepochen, der Dichter und Komponisten. Mlle. J. ane Bierny trug die Lieder vor. Mit Geschick und Geschmack und jener zierlichen Kunst der Charakteristik, die einer Französin so gut ansteht. —

**Technisches.**

— Vernickelungsverfahren von Edison. Ein neues Vernickelungsverfahren hat Edison angegeben. Es besteht darin, daß die Oberfläche der Eisenstücke auf elektrolytischem Wege mit einem ganz dünnen Nickelüberzuge versehen und dann in einer nicht oxydierenden Atmosphäre, z. B. Wasserstoff, bis zur Schmelztemperatur des Nickels erhitzt werden. Die so aufgeschmolzene Nickelschicht soll so fest halten, daß sie weder durch Strecken, noch durch Prägen Risse erfällt. Wenn wirklich der Schmelzpunkt des Nickels erreicht werden muß, und zwar in einer reduzierenden Atmosphäre, so ist das Verfahren nicht leicht auszuführen, wenigstens bei größeren Gegenständen, wie Blechen, da Nickel etwa gleichzeitig mit dem Eisen schmilzt und die Zurechtbringung der richtigen Temperatur mit der größten Schwierigkeit verknüpft wäre, um nicht auch das Eisen zum Schmelzen zu bringen, ganz abgesehen davon, daß es überhaupt schwer ist, ausgebehte Stücke ohne Sauerstoff so hoch zu erhitzen. Kohlenstoff als Abhaltungsmittel für diesen zu benutzen, ist mißlich, da er zu leicht vom Eisen aufgenommen wird und es brüchig macht. Nach einem Patent der Elektrometallurgie scheint auch in der That nur Rotglut für das Verfahren notwendig zu sein. („Techn. Rundsch.“)

**Notizen.**

- Hartlebens neues Stück „Im grünen Baum zur Nachtigall“ wird im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen.
- Im Wiener Raimund-Theater hat Otto Fischers vieraktiges Schauspiel „Ein deutscher Bauer“ einen ehrlichen Erfolg erzielt.
- Auch die Komische Oper in Paris hat sich zu vollständigen Vorstellungen entschlossen. Die billigste Karte kostet 50 Centimes.
- Der Kunstmaler Ernst Berger, Verfasser eines Wertes über Maltechnik übernimmt am 1. Oktober die Redaktion der „Münchener kunsttechnischen Blätter“, die als Beilage zur „Welt der Kunst“ erscheinen.
- Die kanadische Regierung zahlt für jede im Lande gewonnene Gallone Roh-Petroleum eine Vergütung von 1½ Cents. Das fördert natürlich die Spekulation. Thatsächlich sind auch schon mehrere Petroleumfelder erschlossen worden, besonders in Neu-Draunshweig.
- Ueber die Dalhousiequellen in Australien bringen die Forschungen des Kapitäns Warsley neue Aufschlüsse. Es handelt sich nach der „Wöln. Ptg.“ um 75 Naturbrunnen, die sich über ein Gebiet von etwa 30 Quadratkilometer verteilen und einzig in ihrer Art auf dem ganzen Erdboden dastehen. Sie liegen zwischen dem 25. und 28. Breitengrade, etwa 1400 Kilometer nördlich vom Endpunkt der Eisenbahn-Dodnadatta. Die meisten dieser Quellen haben ziemlich umfangreiche Wasserbecken gebildet, die auch Abflüsse (in drei Salzseen) haben; trotzdem aber täglich Hunderttausende von Kubikmetern abfließen, laufen jene kleinen Seen nicht über — eine Folge der gewaltigen Verdunstung. Die Quellen sind sämtlich mehr oder weniger warm, haben aber ein vorzügliches und klares Wasser.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 2. Oktober.